

Die Besprechung der einzelnen Kapitel zeigt bereits implizit, dass die vorliegende Monographie die an ein Überblickswerk gestellten Erwartungen nicht erfüllt. So tritt sie als Synthese vorhergegangener Publikationen des Autors auf (s. Vorwort, 5) und erweckt deshalb keinen geschlossenen Eindruck (vgl. allein die unterschiedlich langen Kapitel). Der Verlauf der Argumentation bleibt auch aus sprachstilistischen und terminologischen Gründen nicht immer transparent (s. zu den Übersetzungsproblemen die Bemerkungen des Herausgebers, 321 f.). Schließlich verläuft die Beweisführung der zentralen These(n) wenig transparent und oftmals zirkulär. So bleibt die Lektüre dem Kenner vorbehalten, der sich in Einzelfragen die eine oder andere Anregung oder einen schwer zugänglichen Literaturnachweis erhofft.

Trotz aller Kritik ist die posthume Herausgabe ein sinn- und dienstvoller Entscheid. Denn G. richtet mit seinen Thesen den Blick auf eine in der Troia-Diskussion vernachlässigte Frage: Ist es angebracht, Troia in einem exklusiv luwischen Kontext zu sehen? Es bleibt der zukünftigen Forschung überlassen, diese Frage aufzunehmen.

Universität Innsbruck
Institut für Sprachen und Literaturen
Abteilung Sprachwissenschaft
Innrain 52

A-6020 Innsbruck

Email: ivo.hajnal@uibk.ac.at

Ivo Hajnal

The Luwians. Ed. by H. Craig Melchert. Leiden/Boston, Brill, 2003, gr.-8°, [xx], 383 S., 29 Taf. Handbook of Oriental Studies. Section 1, The Near and Middle East, 68.) Geb. 89 €/104 \$.

Das Handbuch, das die Geschichte, Sprache und Kultur der Luwier zum Thema hat, ist das gemeinsame Werk mehrerer Autoren, die jeweils für ein oder mehrere Kapitel verantwortlich zeichnen: H. Craig Melchert, der zugleich die Herausgeberschaft übernommen hat, für die Einleitung (1–7), die Vorgeschichte (8–26) und den grammatischen Abriss (170–210); Trevor R. Bryce für die Darstellung der Geschichte (27–127); J. David Hawkins für Schriftsysteme und Quellenlage (128–169), Manfred Hutter für die Religion (211–280) und Sanna Aro für Kunst und Architektur (281–337). Die Durchführung eines solchen Vorhabens ist erst infolge der enormen Fortschritte der Forschung in den letzten zwanzig Jahren überhaupt möglich geworden. Aus demselben Grund war aber auch die dringende Notwendigkeit entstanden, die neuen Erkenntnisse zu sammeln und in einen Rahmen zu stellen und so der Hethitologie ebenso wie anderen benachbarten Disziplinen besser zugänglich zu ma-

chen. Dieses Ziel ist auf eindrucksvolle Weise erreicht worden. Die vorliegende Rezension beschränkt sich in ihrer Darstellung auf diejenigen Kapitel, die für die Vergleichende Sprachwissenschaft von besonderer Bedeutung sind, ohne daß damit in irgendeiner Weise die Arbeit der anderen abgewertet werden soll.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Identifikation der Luwier, die Quellen und die räumliche und zeitliche Ausdehnung befaßt sich Melchert in seinem Kapitel über die Vorgeschichte vor allem mit zwei Fragestellungen, nämlich mit der Sprachsituation in Hattuša, der hethitischen Hauptstadt, und mit der Einwanderung und Ausbreitung der Sprecher indogermanischer Idiome (darunter der Luwier) in Anatolien. Ersteres ist von Bedeutung, weil aus der Hethiterhauptstadt wichtige Quellen für unsere Kenntnis der luwischen Sprache stammen. Dabei handelt es sich nicht nur um die dort gefundenen keilschrift-luwischen Texte auf Tontafeln und einen Teil der ältesten hieroglyphen-luwischen Inschriften und Siegel, sondern auch um den unmittelbaren Einfluß des Luwischen auf die hethitische Sprache – sowohl in historischer als auch in vorhistorischer Zeit. Als Ergebnis kann festgehalten werden, daß vor allem der Einfluß vor Beginn der Überlieferung bisher unterschätzt worden ist – er offenbart sich auf den Ebenen des Lexikons und der Wortbildung –, wohingegen die Beeinflussung seitens des Hattischen als wesentlich geringer einzustufen ist, als früher angenommen wurde. Tatsächlich beschränkt sie sich ganz auf Bezeichnungen von Kulturgütern, Amtsbezeichnungen und Institutionen; und selbst hier kann man Wörter, die früher vielfach als hattische Entlehnungen betrachtet wurden, nun eindeutig dem Luwischen zuweisen, sei es aufgrund der Lautung, der Flexion oder der Existenz von verwandten Wörtern im Lykischen, in dem hattisches Lehnwort wegen der geographischen Entfernung nicht zu erwarten ist. Prominentestes Beispiel sind die Titel des hethitischen Königspaares *T/Labarna* und *Tawananna*. Man darf M. in seiner Beurteilung folgen, daß selbst in den ältesten Ritualtexten hattischer Provenienz nicht nur mit einem hattischen, sondern auch mit einem luwischen Adstrat zu rechnen ist (21). Hinsichtlich der Herkunft der Sprecher der indogermanisch-anatolischen Idiome bezieht M. Stellung gegen die von Renfrew und Gamkrelidze vorgebrachten Theorien eines Ursprungs in Anatolien. Selbst erwägt er unter Vorbehalt eine Einwanderung vom Balkan über den Bosphorus in den Nordwesten Kleinasien und eine Gleichsetzung mit den Trägern der Demircihüyük-Kultur in der 2. Hälfte des 4. Jt.s und 1. Hälfte des 3. Jt.s. Von dort ausgehend seien die Abwanderungen der einzelnen Sprechergruppen in ihre späteren Wohngebiete erfolgt (26). Die nützliche Sammlung des Materials und der Literatur erlaubt eine zügige Einarbeitung in die beiden Themengebiete.

Hawkins gibt einen Abriss zu Entzifferung und Aufbau der beiden das Luwische betreffenden Schriftsysteme, wobei der weniger bekannten

Hieroglyphen-Schrift ein deutlich größeres Gewicht zukommt als der Keilschrift. Dasselbe gilt für die Beschreibung der Quellenlage. Notwendigerweise deckt sich das Kapitel zu Teilen mit der ausführlicheren Einleitung zu H.' „Corpus of Hieroglyphic Luwian Inscriptions“ (Berlin/New York 2000), ist jedoch mehr als zehn Jahre später abgefaßt und dementsprechend auf neuerem Stand. Von besonderem Interesse ist einerseits die Beschreibung einer jüngst entdeckten Merkwürdigkeit des hieroglyphen-luwischen Schriftsystems, derzufolge ein anlautender *a*-Vokal graphisch an das Wortende gestellt wird. Es ist unnötig zu betonen, daß diese Erkenntnis auch Auswirkungen auf die sprachhistorische Deutung vieler Wörter haben wird (159-161). Andererseits äußert sich H. auch zum Ursprung der Hieroglyphenschrift, die zwar zweifellos für das Luwische erfunden wurde, deren Entstehungsort wir aber nicht lokalisieren können. H. zieht sowohl Kilikien als auch die Westküste Kleinasiens in Betracht, wobei die ägyptischen Schriften wenigstens nicht als Vorbild, so doch als Anreger gedient haben sollen (166-169).

Das wichtigste Kapitel für den Sprachwissenschaftler stellt Melcherts synchrone Grammatik des Keilschrift- und des Hieroglyphen-Luwischen dar, die gemeinsam behandelt und einander gegenübergestellt werden. Eine Liste der distinktiven Merkmale (171f.) zeigt, daß beide Sprachformen Neuerungen gegenüber dem Urluwischen aufweisen, so daß kein unmittelbares Abstammungsverhältnis zwischen ihnen angenommen werden kann. Eine andere Möglichkeit, daß etwa das Keilschrift-Luwische einen archaischen Dialekt des 15./16. Jh.s aus dem Südosten darstelle, während das Hieroglyphen-Luwische ein späterer Dialekt aus der Region von Hattuša sei, kann zutreffen, ist aber nicht beweisbar (173f.). Unzweifelhaft ist jedoch, daß das Lykische ein eigenständiger Zweig des Südanatolischen ist, da es Archaismen aufweist, die sowohl im Keilschrift-Luwischen als auch im Hieroglyphen-Luwischen nicht mehr bewahrt sind (175).

M.s Vorschlag, daß die Glossenkeilwörter und andere Luwismen, die verstärkt von der mittelhethitischen Periode an in das Hethitische eindringen, der Varietät des Hieroglyphen-Luwischen entstammen, beruht auf sehr spärlicher Evidenz. Beim Rhotazismus, der in der Form *tiwariya* (statt **tiwadiya*) auftritt, und bei der singulären Verwendung der Endung des Nom. Pl. c. *-nzi* im Akk. Pl. c. (statt **-nza*) handelt es sich jeweils um Neuerungen, die auch ein Fortsetzer der keilschrift-luwischen Sprachform geteilt haben könnte. Umgekehrt scheint die Ersetzung der enklitischen Personalpronomina im Nom. Pl. c. *-e*, Akk. Pl. c. *-uš*, N.-A. Pl. n. *-e* durch *-at*, *-aš*, *-at* seit dem Ende der althethitischen Zeit auf den ersten Blick auf dem Einfluß des Keilschrift-Luwischen zu beruhen, wo die Formen *-ata*, *-aš*, *-ata* lauten. Doch liegt in der Akk. Pl. c. *-aš* gegenüber der im 13. Jh. bezeugten hieroglyphen-luwischen Entsprechung *-ata* ein Archaismus vor, der zweihundert Jahre zuvor auch im Hieroglyphen-Luwischen noch vorhanden gewesen sein mag (freundl. Hinweis von Craig Melchert). Die Frage muß also offen bleiben.

Im grammatischen Abriss gibt es einige Abschnitte, die Ergebnisse neuer Untersuchungen bzw. neue Beurteilungen enthalten. Auf folgendes ist besonders hinzuweisen:

S. 179f.: Der sogenannte Rhotazismus, durch den intervokalisches */d/* – vereinzelt auch */l/* und */n/* – sich zu einem Laut entwickelt haben, der häufig durch *<r>* wiedergegeben wird, hat nicht zu einem Zusammenfall der Phoneme */d/* und */r/* geführt, da keine umgekehrten Schreibungen von *<t>* für */r/* existieren. – S. 180f.: M. folgt mit Recht Poetto (gegenüber Hawkins) in der Lesung der Zeichen *319/*416 und *175 als *ta/i₄* bzw. *ta/i₅*. – S. 182, S. 209f.: M. wendet sich aufgrund der neuen Erkenntnisse über die graphische Wiedergabe von anlautendem */a-/* am Wortende (s. o.) gegen die Annahme, daß es im Luwischen eine reguläre Aphärese gegeben habe. Das betrifft die mit */a-/* ‚und‘ anlautenden Partikelketten, */aba-/* ‚jener‘, */amu/* ‚ich, mir, mich‘ und */ama-, ami-/* ‚mein‘. Anna Morpurgo Davies (Vortrag auf der East Coast Indo-European Conference, Harvard, 2003) hat jedoch inzwischen gezeigt, daß die räumliche und zeitliche Distribution von Schreibungen, die den Anlautvokal */a-/* weder am Wortanfang noch am Wortende notieren, eine sporadische Aphärese beginnend im 1. Jt. in Karkamiš und Maraš nahelegt. Die Bewertung der für die Ahhiyawa-Frage relevanten Namensgleichungen wie gr. Ἐτεοκλῆς und heth. Tawagalawa, die aus dem 2. Jt. stammen, ist in jedem Fall von der Beurteilung dieser Lautentwicklung betroffen. – S. 181, 184: Nachdem im Anlaut alle stimmhaften Verschlusslaute de sonorisiert worden sind, ist nach M. neues */d/* sporadisch aus anlautendem */n/* und */s/* entstanden. – S. 185: M. weist auf die Existenz eines ‚collective plural‘ und eines ‚count plural‘ für Communia und Neutra hin. Das Kategoriensystem ist damit gegenüber dem herkömmlichen Bild, in dem man die doppelte Pluralbildung nur für die Communia angesetzt hat, verändert (so schon M., TIES 9, 2000, 53-71). – S. 186: M. kann für die umstrittene Partikel *-ša/-za* einen deiktischen Charakter nachweisen und damit die lange vermutete Herkunft aus dem uridg. Pronomen **so* (**to*) bestätigen. – S. 191-194: Die merkwürdige Verbalendung oder Partikel *-si*, die teils an den Verbalstamm, teils an finite Formen gefügt wird und die möglicherweise präteritale medio-passive Geltung besitzt (A. Morpurgo Davies bei J.D. Hawkins, im Druck), wird noch nicht aufgeführt. Die Belege sind KARKAMIŠ A 11b+c §8, A 12 §2; ÇINEKÖY §VI, §VII (s. Tekoğlu/Lemaire, Comptes Rendus de la Academie des Inscriptions et Belles-Lettres 2000, 961-1007); TELL AHMAR 6 §7, §19 (J.D. Hawkins, im Druck). – S. 194: Die hieroglyphen-luwische Endung *-mi-na* wird nicht als Kennzeichen der 1. Pl. Prs. gewertet, sondern überzeugend als Infinitiv mit deontischer Funktion. Die Herleitung aus einem ursprünglichen Allativ eines **-men*-Stammes, die M. in einem noch unpublizierten Aufsatz zum Thema erwägt und verwirft, läßt sich unter der Annahme, daß sich vortoniges */e/* zu */i/* entwickelt hat (so M., Anatolian Historical Phonology, Amsterdam/Atlanta 1994, 262), doch halten. Dann könnte der endungslose Lokativ auf **-men* früh durch die betonte Allativendung *-a* in Anlehnung an den anderen Infinitiv *-una* unter Beibehaltung der Vollstufe recharakterisiert worden sein (vgl. für das Nebeneinander heth. *-wan* < **-wen* neben *-wanzi* < **-wen-ti*). Die Alternative, daß nämlich das Zeichen *391 *mi* auch einen alphabetischen Lautwert */m/* gehabt hat (wie im Zeichen *107 *mu*, das sich aus den Zeichen *391 *mi* und *105 *u* zusammensetzt, oder wie in

AEDIFICARE+MI- für /tama-/ ‚bauen‘ u. a., wo es als phonetischer Indikator dient) ist erst dann ernsthaft in Betracht zu ziehen, wenn sich weitere Beispiele finden, in denen *391 *mi* auch selbständig außerhalb einer Zeichenverbindung als /m/ gelesen werden kann. – S. 194–210: Erfreulicherweise wird auch der Stammbildung und der Syntax der gebührende Platz eingeräumt.

Abschließend bleibt festzuhalten, daß den interessierten Hethitologen, Akkadisten und Vergleichenden Sprachwissenschaftlern nun ein gut lesbarer Überblick über den Forschungsstand eines der Randgebiete ihrer Fächer zur Verfügung steht. Man darf hoffen, daß dies gemeinsam mit J. D. Hawkins' Bearbeitung des hieroglyphen-luwischen Textcorpus einen ähnlichen Schub in der Erforschung des Luwischen auslöst, wie es nach dem Erscheinen der Arbeiten F. Starkes zum Keilschrift-Luwischen der Fall gewesen ist.

Philipps-Universität Marburg
Vergleichende Sprachwissenschaft
Wilhelm-Röpke-Str. 6 E

D-35032 Marburg

Elisabeth Rieken

Aravantinos, Vassilis L., Louis Godart und Anna Sacconi: Thèbes. Fouilles de la Cadmée. I. Les tablettes en linéaire B de la *Odos Pelopidou*. Édition et commentaire. Pisa/Roma, Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, 2001, 4°, 462 S. (Biblioteca di „Pasiphae“, 1.) Brosch. 103 €.

In der mittlerweile mehr als ein halbes Jahrhundert andauernden mykenologischen Forschung werden gelegentlich zwei Umstände bedauert, die die wissenschaftliche Arbeit an und mit den Linear-B-Texten beeinträchtigen: zum einen sei die zur Verfügung stehende Textbasis hinsichtlich ihres Inhaltes und damit auch in ihrer Aussagekraft ziemlich begrenzt; zum anderen habe der Umfang des Quellenmaterials – von wenigen, in ihrem Informationsgehalt nicht allzu ergiebigen Ausnahmen einmal abgesehen – kaum eine quantitative Veränderung erfahren. Demzufolge klaffen im grammatischen System des mykenzeitlichen Griechisch mangels entsprechender einschlägiger Belege noch viele Lücken; weiterhin müssen gegenwärtig auch noch viele Fragen zu verschiedenen Bereichen im Leben und in der Kultur des spätbronzezeitlichen Griechenlands offen bleiben.

Diese Situation kann allein durch Neufunde verbessert werden: daher verwundert es nicht, wenn die Ankündigung neuer Linear-B-Funde sogleich die Aufmerksamkeit der betreffenden Spezialisten erregt, erhoffen sie sich doch durch diese bisher unbekannten Schriftzeugnisse nicht nur